ganz besonders bezeichnende Friedfertigkeit, welche auch bei den Czechen bis zu den Umwälzungen Przemysl's auf allen Gebieten des socialen Lebens sich als Grundzug ihrer Eigenart darstellt. Diese Friedfertigkeit erklärt es auch, warum dem Eindringen fremder Elemente in Recht und Sitte kein nennenswerther Widerstand entgegengesetzt wurde und namentlich deutsch-rechtlicher Einfluss auch für die ganze Folgezeit die Gesamtentwicklung des Rechtslebens in Böhmen wesentlich mit bedingt hat.

Auf diesen Einfluss auch schon für die älteste Periode der Geschichte Böhmens hingewiesen zu haben, bildet unstreitig den Hauptvorzug der vorliegenden, zwar nicht umfangreichen, aber desto gehaltvolleren Schrift Schr.'s. Die Eigenart der Erkenntnisquellen, aus welchen Schr. schöpfen konnte, brachte es wohl mit sich, dass er sich mehrfach mit Aufstellung von blossen Hypothesen begnügen musste, welche vielleicht in mancher Beziehung angefochten werden könnten. Das Verdienst jedoch, für die Geschichte des deutschen Rechtes in ursprünglich ausserdeutschen Rechtsgebieten neue Ausblicke eröffnet und rechtsvergleichende Momente zur Erklärung so mancher Verhältnisse des Rechtslebens, zu deren Erkenntnis die vorhandenen Quellen nur spärliche Anhaltspunkte bieten, verwerthet zu haben, darf Schr. in vollstem Mafse für sich in Anspruch nehmen.

Prag.

Hanel.

Kowalewsky, Maxime: Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung des russischen Originals. I. Römische und germanische Elemente in der Entwicklung der mittelalterlichen Gutsherrschaft und Dorfgemeinde. (Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft, begründet von F. Stöpel, fortgeführt von Rob. Prager. XI.) Berlin 1901. R. L. Prager. 539 S.

Kowalewsky will die Agrargeschichte Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform zur Darstellung bringen. Mir liegt der erste Theil des Werkes in deutscher Uebersetzung vor, der sich mit den römischen und germanischen Elementen in der Entwicklung der mittelalterlichen Agrarverfassung beschäftigt. Der Verfasser geht in ihm nirgends über das 10. Jahrhundert hinaus; zunächst betrachtet er das spätrömische Gut, sodann die Wirtschaftsverhältnisse der Germanen in der Epoche des Cäsar und des Tacitus, den fränkischen, burgundischen und westgotischen Bodenbesitz, das französische Gut in der Zeit der Merovinger und Karolinger, den Bodenbesitz in Allemannien, Bayern und Italien (6.—10. Jahrh.) und schliesslich die Agrarverhältnisse der Angelsachsen im 7., 8. und 9. Jahrhundert.

Leider steht das Buch nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Am unerträglichsten ist es, dass der Verfasser das nordgermanische Recht so gut wie gar nicht berücksichtigt. Unverständlich ist es, warum er bei der Betrachtung des friesischen und sächsischen Bodenbesitzes nur die Volksrechte benutzt, die hier nichts ergeben können, und nicht aus späteren Quellen Rückschlüsse macht. Verwerflich ist es, dass er die Weisthümer, deren Inhalt vielfach doch in die fernste Vergangenheit zurückreicht, für die alte Zeit nicht verworther. Ueberaus störend wirkt die Tendenz des Verfassers zu slavisieren. Sicherlich ist ein Vergleich germanischer und slavischer Agrarverhältnisse von grösstem Interesse, aber man darf doch nicht bereits bei der Feststellung der germanischen Zustände der Urzeit und der fränkischen Zeit so entschieden von slavischen Agrarverhältnissen ausgehen, wie es sich der Verfasser vielfach erlaubt. Hierdurch kommt er dazu, uns ein überaus unklares Bild der Bodenbesitzverhältnisse zur Zeit des Cäsar und Tacitus zu entwerfen und bei den genannten Schriftstellern anscheinend die slavischen Hauskommunionen finden zu wollen, worauf wir sogleich noch zu sprechen kommen werden. Auf einer Uebersetzung russischer Agrarzustände beruht ferner die Darstellung, die K. hinsichtlich des altsächsischen Rechts giebt. Hier habe Einzelbesitz im strengen Sinn nur an Haus, Hof und Garten, im übrigen aber ein Gemeindebesitz am Grund und Boden ohne periodische Umtheilungen an die Genossen in der Weise bestanden, dass jeder das Recht freier Besitzergreifung besessen habe, auf Grund dessen er aber niemals Eigentum, sondern immer nur zeitlich beschränkte Nutzniessung habe erwerben können (S. 80 ff.). Aehnlich werden die angelsächsischen Bodenverhältnisse aus nordrussischen Zuständen heraus erklärt (S. 519 ff.). Diese Methode des Verfassers beruht im Grunde auf der m. E. durchaus verfehlten Annahme, dass die psychischen Eigenschaften der Nationen gar keinen Einfluss auf ihre Ansiedlungsarten ausgeübt hätten (S. 72); sie veranlasst den Verfasser zu einer übertriebenen Schablonisirung. — Auch von romanisirenden Tendenzen ist K. nicht freizusprechen. Das freilich muss hervorgehoben werden, dass er sich von der krass romanisirenden Methode französischer Schriftsteller, wie sie namentlich Fustel de Coulanges und seine Schüler einschlagen, freihält. So geht auch K. für das germanische Recht von dem Gesamteigenthum (Gesamtbesitz) aus und schildert das allmähliche Werden des Privateigenthums. Immerhin hat man allen Grund zu bezweifeln, ob dem Verfasser der geschmeidige Begriff des germanischen Eigenthums klar geworden ist; vor allem aber müssen wir die Behauptung zurückweisen, dass das Recht des Neubruchs, insoweit es Privateigenthum erzeugt habe, römischen Ursprungs sei. K. meint, es könne nur aus der römischen occupatio erklärt werden (S. 293). Dabei ist gar nicht beachtet, dass selbstverständlich auch das germanische Recht ein Okkupationsrecht an herrenlosen Sachen kennt, insoweit nicht damit in die Rechtssphäre dritter, wie z. B. in späterer Zeit des Königs, eingegriffen wird; sodann aber bezieht sich das Neubruchsrecht nicht

allein auf herrenloses Land, sondern auch auf solches, das im Gesamteigenthum kleinerer oder grösserer Kreise von Verbandsgenossen stand, deren stillschweigende oder ausdrückliche Zustimmung erforderlich war. Die Kraft des Neubruchsrechtes aber, Eigenthum zu erzeugen, beruht in diesem Fall auf dem Gedanken des Arbeitsverdienstes.

Die — allerdings überreiche Litteratur ist nicht genügend berücksichtigt. Nicht verwerthet sind z. B. die deutsche Rechtsgeschichte von Richard Schroeder, das deutsche Genossenschaftsrecht von Otto Gierke, der Grundriss des germanischen Rechts von Karl von Amira. Brunners deutsche Rechtsgeschichte benutzt der Verfasser lediglich bei der Frage nach dem Alter der Rechtsquellen. Im Uebrigen bemerke ich beispielsweise, dass die Landschenkungen der Merovinger und Agilolfinger Brunners in keiner Weise berücksichtigt sind.

Da kann es kein Wunder nehmen, wenn die Ausführungen des Verfassers häufig an einer erschreckenden Dürftigkeit leiden. Charakteristisch ist namentlich das zweite Kapitel des Buches, in dem die wirtschaftlichen Zustände in der Epoche des Cäsar und Tacitus abgemacht werden. Nach der Meinung des Verfassers hausten damals die Germanen in Wohnplätzen, die von Wiesen und dichten Wäldern umgeben waren. Hieran habe sich das Ackerland angeschlossen. Jährlich habe die Gesamtheit ein Stück zum Beackern herausgegriffen, die Obrigkeit aber habe davon den Geschlechtern und Verbänden der zusammenlebenden Verwandten Theile zur Sondernutzung auf ein Jahr zugewiesen. Die erwähnten Verbände seien „Hauskommunionen“. Die thatsächliche Bearbeitung der Felder habe abhängigen Klassen obgelegen. Diese hätten sich zusammengesetzt aus einer unterjochten keltischen oder vorarischen Bevölkerung und Leuten, die beim Hazardspiel ihre Freiheit aufs Spiel gesetzt hätten! Letztere habe man freilich meist ins Ausland verkauft. Ausserdem scheint aber K. auch eine besondere Okkupation des einzelnen anzunehmen, die, ebenso wie im altitalischen Recht, nur Nutzniessung verschafft habe — doch kann ich auf diesen Punkt nicht näher eingehen, da mir die Ansicht des Verfassers nicht klar geworden ist. (Er trennt nicht genügend zwischen dem „ab universis in vicem occupari“ nebst dem „partiri agros“ [nicht „agri“ wie auf S. 69 steht!] und dem individuellen occupare des einzelnen bei selbständiger Rodung). Man kann gewiss angesichts der vielumstrittenen Stellen des Cäsar und des Tacitus von K. nicht verlangen, dass er jegliche Meinung berücksichtigt, allein an der bei uns in der Rechtswissenschaft heute herrschenden Ansicht, die bekanntlich bei Tacitus einen Fortschritt in der Entwicklung findet (nicht mehr jährliche Okkupation und wilde Feldgraswirthschaft, sondern unregelmässige Okkupation und Egartenwirthschaft), hätte er nicht gänzlich achtlos vorübergehen dürfen. Was sollen ferner die Hauskommunionen? Die „cognationes hominum, qui una coierunt“ in der bekannten Stelle des Cäsar sollen Hauskommunionen sein. Darunter scheint der Verfasser die südslavischen Hauskommunionen zu verstehen und übersetzt deshalb wohl „die zusammenlebenden Verbände“. (Dass K. an

die slavischen Hauskommunionen denkt, nimmt auch W. Stolze in seiner Recension des vorliegenden Buches „Jahrb. f. Gesetzg., Verwalt. u. Volkswirthsch.“ herausg. v. Schmoller 26. Jahrg. Heft I, S. 436 an). Dann aber kann man dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, dass er wissenschaftlich gewissenlos verfährt. Denn zum Beweise dieser Hauskommunionen führt er nur etliches (nicht alles) an, was nach Tacitus und den späteren Quellen für einen Zusammenhalt und eine Geschlossenheit der Verwandten spricht (z. B. Anfall des Wergeldes an das ganze Haus, Unveräusserlichkeit und Untheilbarkeit des Familiengutes, die genealogiae der Allemannen und Bajuwaren u. s. w.). Allein weder unterscheidet er zwischen Haus und Sippe bei diesen Betrachtungen, noch lässt er sich auf die Eigenthümlichkeiten ein, die gerade die slavischen Hauskommunionen im Gegensatz zu den Hausgemeinschaften anderer Völker kennzeichnen (z. B. dass jene einen ganz bedeutenden Umfang haben, dass die Wohnung einer Hauskommunion aus einer grossen Anzahl von Gebäuden, einem Hauptgebäude, bewohnten Seitengebäuden besteht, dass ein gewählter Vorsteher, der Gospodar, an der Spitze steht u. s. w. Näheres über sie findet man bei Laveleye „Das Ureigenthum“, deutsche Ausgabe von Bücher 1879, S. 371 ff.).

Das Buch leidet an einer auffallenden Undurchsichtigkeit; ihm gebricht eine scharfe Disposition. Es kostet grosse Mühe, den Verfasser zu verstehen, mitunter ist er überhaupt nicht zu verstehen. Zum Theil trägt hieran die Uebersetzung die Schuld, die durchaus nicht befriedigen kann (siehe z. B. S. 62 „Diese . . . erhalten das Wergeld oder Komposition“ oder S. 73 „wo der Boden auf dem Grundsatz des Gemeineigenthums . . . gehört“, S. 417 „über die Lebenszeit des Pächters . . . zu verpachten“. Vgl. auch W. Stolze a. a. O.). Der Verfasser bedient sich ferner einer Citirweise, die man mitunter in schriftlichen Erstlingsarbeiten finden kann. (Ein Litteratur- oder Abkürzungsverzeichniss fehlt; trotzdem heisst es auf S. 62 Anm.: S. Wilda S. 370, um das Vorkommen des Beispruchsrechtes zu belegen, heisst es auf S. 61 Anm. einfach: S. Grimm, Weisthümer; auf S. 279 ist dem Verfasser ein Buch Stobbes bekannt, das betitelt ist: „Geschichte der germanischen Rechtsquellen“ u. a. m.).

Müssen wir uns so über das Buch im Ganzen missbilligend äussern, so wollen wir doch bemerken, dass sich in ihm einzelne gute Ausführungen finden. Der Verfasser verdient überall da Zustimmung, wo er sich gegen Fustel de Coulanges wendet. Recht zu geben ist ihm z. B. auch bei seiner Bekämpfung der Hildebrandschen Auffassung in Kap. II und der Lehre Seebohms in Kap. XII. Es können daher einzelne Partien des Buches bei obwaltender Vorsicht mit Nutzen angesehen werden.

Göttingen.

Julius Gierke.